


DANIELA OHMS

A large, light-colored egg is centered in a nest made of twigs and dried grass. A small, pale hand is visible, gripping the crack in the eggshell. The background is dark with silhouettes of leaves and branches.

HARPYIEN BLUT

Herzklopfen Fantasy

Daniela Ohms

Harpyienblut

Roman

Herzklopfen Fantasy

Für meine Familie.
Dafür, dass ihr immer an mich geglaubt habt.

Und für Werner.
Ich hoffe, Lucies Flügel gefallen dir jetzt –
wo auch immer du bist.

Prolog

Von einer kleinen Wurzelhöhle aus drang der Aasgestank durch den Wald. Wie ein schwerer, undurchdringlicher Nebel kroch er über den Teppich aus Nadeln und Sand, stieg schließlich auf zwischen den Kiefernstämmen und brachte die Vögel in den Baumkronen zum Verstummen. Bis an die Wanderwege der Menschen wagte sich der Gestank heran und ließ sie davor zurückschrecken, auch nur einen Schritt in die Richtung zu machen, aus der er kam. So zog er einen weiten Kreis um das, was er in seiner Mitte verbarg.

Die Braut des Windes duckte sich tief in die Mulde unter dem Wurzeldach. Ihre hellen, strähnigen Locken flossen über ihren Rücken und fielen nach vorne, um die bleiche Haut ihrer Brüste zu bedecken. Ihre dünnen Arme versteckte sie in dem Gefieder, das den unteren Teil ihres Körpers umhüllte. Mit jedem Atemzug plusterte sie das weiche Flaumkleid weiter auf, um das Ei darunter zu wärmen.

Fast neun Monate saß sie nun schon hier, in denen ihr Kind gewachsen war. Sie spürte die Bewegung durch die Hülle des Eies, hörte das erste leise Quäken, das bereits herausdrang und nach ihr rief. Die Mutter schloss die Augen und presste die Lippen aufeinander, um sich daran zu hindern, das Kleine zu begrüßen. Seit sie begonnen hatte, ihr Ei zu wärmen, unterdrückte sie nun schon jeden Laut, um das Kind nicht auf ihre Stimme zu prägen.

Zu gern hätte sie es bei sich behalten, zu gern hätte sie es mitgenommen in ihren Schwarm. Nichts wünschte sie sich mehr als die Liebe, die das Kind ihr geben würde, ihre erste und einzige Liebe in einem jahrtausendelangen Leben. Aber das Kleine war ein Mischblut, nur zur Hälfte von ihrer Art. Die Braut des Windes hatte Dinge getan, zu denen sie nicht berechtigt war. Sie hatte einem Mann das Leben geschenkt, damit er mit ihr schlief. So sehr hatte sie sich gewünscht, geliebt zu werden, dass sie seine Abscheu kaum bemerkt hatte.

Doch wenn sie jetzt einatmete, ahnte sie ihren Gestank, der für immer auf ihrer Haut haftete. Den Aasgestank der unzähligen Toten, die sie schon auf ihren Armen getragen hatte. Nur die Zunge eines Liebenden könnte sie von dem Geruch befreien, könnte die Pein von ihrem Körper nehmen und die Aufgabe erleichtern, die sie für alle Ewigkeit würde erfüllen müssen. Aber einen, der sie wirklich liebte, würde sie niemals finden.

Nicht einmal das Kleine durfte sie bei sich behalten. Unzählige Todesharpyien würden schlüpfen, um es zu töten. Nur wenn sie es zu den Menschen gab, hatte es eine Chance zu überleben.

Die Nasenflügel der Vogelfrau bebten. Tränen lösten sich aus ihren Augen, liefen herab über ihre Wangen und tropften auf das schwarz-weiß geflammte Gefieder ihres Unterkörpers.

Ein leises Knistern brachte das Ei unter ihr zum Beben. Das Kleine kratzte von innen an der Schale und drängte heraus. Die Vogelfrau seufzte. Es wurde Zeit, sich zu verabschieden und ihr Junges dorthin zu bringen, wo es eine Mutter finden würde.

Die Braut des Windes erhob sich von ihrem Nest. Sie ergriff das Ei mit den Händen und nahm es in ihre Arme. Behutsam hielt sie es an ihrer Brust, während sie aus ihrem Unterschlupf hüpfte. Ihre Krallenfüße raschelten im Laub, bevor sie ihren Kopf nach vorne reckte und sich mit einem kleinen Sprung in die Luft warf. Ihre Flügel fingen sie auf, ließen sie zwischen den Bäumen entlanggleiten, bis das Haus vor ihr durch die Zweige schimmerte.

Die Vogelmutter hatte für ihr Kleines gesorgt. Sie beobachtete die Frau schon lange, die in dem Haus am Waldrand lebte.

Ganz nah am Weg ließ sich die Braut des Windes nieder. Mit den Krallen scharfte sie Kiefernadeln und Sand in eine Mulde. Behutsam bettete sie das Ei darin und setzte sich noch einmal darauf, um es zu wärmen. Die Nacht lag noch tief über dem Wald. Kein Mensch würde ihr begegnen.

Doch schließlich wurde die Bewegung des Eis entschlossener. Begleitet von einem leisen Knacken warf es sich unter ihrem Gefieder hin und her. Die Braut des Windes hüpfte zur Seite und beugte sich über es. Ein verzweigtes Netz aus Rissen durchzog die Schale. Sie hüpfte um das Ei herum und spürte den Drang, ihrem Kind zu helfen. Sie wollte die Schale mit den Händen aufbrechen und das Kleine herausheben. Sie wünschte sich, das Gesichtchen zu betrachten und in die Augen ihrer Tochter zu blicken. Aber sie durfte es nicht. Ihr Kind musste auf eine andere Mutter geprägt werden, wenn es in der Welt der Menschen überleben sollte.

Ein reißendes Geräusch ließ das Ei erzittern. Plötzlich brach eine kleine Hand durch die Schale. Die Fingerchen öffneten und schlossen sich, suchten nach einer Spitze, die sie greifen konnten, um die Schale einzureißen.

Die Vogelfrau starrte auf die hilflosen Finger. Sie streckte ihre Hand aus und wollte ihr Kind berühren. Nur mühsam konnte sie innehalten, während ein grausames Gefühl ihre Brust zerriss. Nicht einmal sehen durfte sie ihr Kind.

Das Gefühl entlud sich in einem Laut, den sie nicht länger unterdrücken konnte. Sie warf ihren Kopf in den Nacken und zerriss die Dunkelheit mit ihrem Schrei.

*

Es war in der Mitte der Nacht, als der Schrei ihren Traum zersplittern ließ. Maria fuhr auf und lauschte dem langgezogenen Kreischen, das weder tierisch noch menschlich klang und doch auf irgendeine Weise beides war. Das Geräusch klirrte in ihren Ohren, perlte in ihrem Inneren ab und zerbarst wie ein Eiskristall an dem Ort, an dem das Leben ihres Kindes viel zu früh geendet

hatte. Maria fühlte das trockene Salz, das noch auf ihren Wangen klebte, seit die Tränen sie in den Schlaf gewiegt hatten.

Was auch immer für eine Kreatur es war, die dieses Kreischen zu ihr herübersandte: Maria war sich sicher, dass nur eine Mutter, die ihr Kind verlor, auf solche Weise schreien konnte.

Sie sprang aus ihrem Bett und rannte die Treppe hinunter. Nur mit ihrem Nachthemd bekleidet lief sie nach draußen in den Wald. Bestialischer Gestank erfüllte die Luft. Doch Maria störte sich nicht daran. Hier draußen wartete etwas auf sie, etwas, das sie finden musste, bevor es verloren war.

Eine Bewegung am Wegesrand zog ihren Blick auf sich. Dort lag etwas in einer Mulde. Sie erkannte ein großes Ei, das sich unruhig hin und her rollte. Marias Herz raste, während sie darauf zuing. Aus dem Ei quäkte es – ein Klang, der fast an ein menschliches Baby erinnerte. Sie entdeckte ein Loch in der Schale. Durch die Öffnung versuchte sie, etwas zu erkennen. Aber es war zu dunkel.

Plötzlich kam eine kleine Hand aus dem Loch, sie ruderte unkontrolliert im Kreis, griff immer wieder ins Leere und erwischte schließlich ein Stück von der Schale. Eine Babyhand! Maria starrte darauf. Ein eisiges Frösteln rann ihren Rücken hinab, während sie in die Knie ging und die kleinen Finger berührte. Blitzschnell schnappte die Babyhand Marias Daumen, umklammerte ihn und zog ihre Hand ins Innere der Eierschale. Etwas Warmes, Feuchtes schloss sich um ihren kleinen Finger und fing an, daran zu saugen.

Marias Kopfhaut kribbelte, sie widerstand dem Impuls, die Hand wieder herauszuziehen. Stattdessen wollte sie endlich sehen, was dort in dem Ei verborgen lag. Zögernd brach sie ein Stück von der Schale ab. Sie erkannte einen kleinen Fuß, ein Bein. Entschlossener machte sie weiter, brach die Schale auseinander, bis sie sehen konnte, was für eine Art von Kreatur sie gefunden hatte.

Vor ihr lag ein Baby! Ein menschliches, kleines Mädchen mit blonden Löckchen und einem süßen Gesicht. Ein lustiges Krausen huschte über seine winzige Nase, Sekunden, bevor sein Mund Marias Finger losließ und sich zu einem breiten Lächeln formte.

Die Augen der Kleinen leuchteten, fast schien es, als würde ein goldenes Strahlen darin aufblitzen.

Maria hörte ein Lachen – ihr eigenes Lachen, das erleichtert aus ihrer Kehle hüpfte. »Du bist ein Baby!«

Die Kleine strahlte noch immer. Doch gleichzeitig fing sie an zu zittern.

Maria fiel auf, wie kalt es war. Sie schob ihre Hände unter den winzigen Körper, um die Kleine hochzuheben – und zuckte zurück! Unter dem Rücken des Mädchens war etwas. Etwas, das sich bewegte. Die Kleine schien noch glücklicher, während ganz langsam etwas Braunes unter ihr hervorkam. Wie von Geisterhand wurde das Baby auf die Seite gedreht und kullerte auf den Bauch. Marias Blick heftete sich auf das Gebilde, das sich über den kleinen Rücken legte. Es waren Federn, die sich gleichmäßig zu winzigen Flügeln ordneten. Wie ein Fächer entfalteten sie sich und zogen sich wieder zusammen, bildeten ein Netz von zähen Schleimfäden, die nach und nach zerrissen.

Zögernd berührte Maria die Flügel. Und wich erneut zurück. Was sie berührte, fühlte sich nicht an, als wären es Federn. Es war etwas anderes, Fremdes ... Langsam schob sie ihre Hand wieder darauf zu, tastete sich vor zu dem Gebilde. Ihre Fingerspitzen wurden von einem starken Wind erfasst, doch dieses Mal hielt sie stand. Der Luftzug ließ sie an den Konturen der Flügel entlangfahren.

Plötzlich begannen die Flügel zu schrumpfen. Wie die Fühler einer Schnecke zogen sie sich zusammen und verschwanden im Rücken des Babys. Nur zwei lange, rote Narben blieben rechts und links von der winzigen Wirbelsäule zurück.

»Was für ein Wesen bist du?« Maria schob ihre Hände unter das zitternde Kind. Ohne sich weiter um die seltsamen Flügel zu kümmern, hob sie es auf ihren Arm.

Das Mädchen lächelte noch immer. Ein warmes Gefühl zog durch Marias Bauch und betäubte zum ersten Mal ihren Schmerz. Auch wenn sie nicht wusste, was für ein Wesen die Kleine war und woher sie stammte, so ahnte Maria doch eine seltsame Ver-

bindung zwischen ihnen – gerade so, als hätte sie das Kind wiedergefunden, das sie verloren hatte.

Das Mädchen drückte sich eng an ihren Bauch, sein kleiner Mund begann zu suchen. Ohne darüber nachzudenken, zog Maria ihr Nachthemd über den Kopf, wickelte das Kind darin ein und führte die Lippen zu ihrer Brust.

Woher auch immer dieses Wesen stammte, was auch immer aus ihm werden würde, Maria wusste plötzlich, dass sie dieses Kind lieben und sein Geheimnis vor den Blicken der Menschen hüten würde. Ganz so, als wäre es ihre leibliche Tochter.

Lucies Spiel

Vermengt mit einem rhythmischen Klatschen wallten die Sprechchöre der Spielerinnen durch die Sporthalle. Die Namen der beiden Mannschaften prallten gegeneinander, gerade so, als könnten die Rufe den Wettkampf bereits im Vorhinein entscheiden – während die beiden Schiedsrichterinnen noch zusammen am Netz standen, den Volleyball fest in ihren Händen. Immer energischer mischte sich die Ungeduld der Mädchen in die Anfeuerungsrufe. Sie hatten ihre Positionen bereits eingenommen. Es war das Finale der Regionalmeisterschaft, das die beiden besten U20-Mannschaften aus Nordostdeutschland aufeinandertreffen ließ. Es würde ein knappes Spiel werden und alle wollten beweisen, was sie konnten. Sie wollten endlich anfangen!

Einzig Lucie nutzte die Zeit, um ihren Blick über die beiden Mannschaften schweifen zu lassen, um die anderen Mädchen zu erspüren und ihre Stimmung zu erfassen. Sie fühlte Sarah, die hinter ihr bereits an die Grundlinie gegangen war. Angriffslust und Unruhe gingen von ihr aus, schon mit ihrer Angabe wollte sie den ersten Punkt machen und fürchtete, dass es ihr misslingen würde.

Ruhig durchsuchte Lucie die Gefühle und Ängste der gegnerischen Mädchen, betrachtete die Bilder, die ihnen durch den Kopf gingen: Die große Blonde mit dem bunten Haarband war unkon-

zentriert. Etwas war mit ihrem Freund nicht in Ordnung, ein Streit vielleicht. Auf jeden Fall war sie ein wunder Punkt in der Mannschaft, solange sie sich nicht zusammenriss. Auch die Stellspielerin vorne wollte Lucie sich merken. Sie war sehr gut im Zuspiel, aber beim Blocken hinterließ sie ein Loch, das die Abwehr hinten kaum schließen konnte. Am meisten Sorgen machte sich jedoch das Mädchen rechts außen. Es war schwach in der Annahme, weil es die Flugkurve der Bälle häufig zu kurz einschätzte und dann im letzten Moment zurückweichen musste.

Lucie grinste. Sie hatte die Mädchen des Magdeburger SC noch nie spielen sehen, dennoch konnte sie sich innerhalb weniger Sekunden ein Bild von ihren Schwächen machen.

Schließlich konzentrierte sie sich wieder auf ihre eigene Mannschaft. Sonja stand bereits in der Abwehr wie ein unumstößlicher Fels, aber Klara war furchtbar nervös. Sie war noch nicht lange in der Mannschaft und sowohl Felicitas als auch Sarah argwöhnten, dass es ein Fehler ihres Trainers gewesen war, sie heute aufzustellen. Lucie verband sich mit den Gefühlen der Mädchen und versuchte, sie zu beruhigen: Klara spielte gut. Sie würde es schaffen, dieses Spiel zu bestehen, wenn sie sich jetzt nicht durch Neid und Angst davon abbringen ließ. Lucie übertrug den Gedanken zu den Mädchen, bis sie anfangen, ihn anzunehmen und Klara als Bestandteil der Mannschaft zu sehen.

Endlich konnte Lucie sich Emilia zuwenden, ihrer Freundin, die sie von allen am deutlichsten spürte. Ganz nah standen sie beisammen, um direkt nach der Angabe ihre Plätze zu tauschen. Emilia dachte an die beiden Männer auf der nur spärlich gefüllten Tribüne. Bereits seit dem Einspielen beobachteten sie die Mädchen mit fachkundigem Blick und machten sich Notizen in eine schmale Akte. »VC Olympia« waren die Worte, die in Emilias Gedanken kreisten. Sie hoffte, dass es Talentsucher waren, die den Nachwuchs für den Nationalkader sichteten. Seit Wochen sprach sie davon, dass solche Scouts beim Meisterschaftsspiel erscheinen würden.

Lucie musste über den Tagtraum ihrer Freundin lächeln. Emilia spielte Volleyball, seit sie einen Ball fangen konnte. Immer wieder

sprach sie davon, dass sie Profi werden wollte. Aber sie bewarb sich nirgends. Sie spielte in ihrem kleinen, unbedeutenden Verein und wartete, dass jemand sie entdeckte.

»Jetzt ist keine Zeit zum Träumen, Emi.« Lucie flüsterte ihr zu:
»Wir müssen spielen.«

Emilias Blick streifte die Männer auf der Tribüne und kehrte mit einem Lächeln zu Lucie zurück. »Du hast recht. Spielen wir!«

Die beiden Schiedsrichterinnen beendeten ihre Besprechung und gingen auf ihre Posten. Sarah bekam den Ball und wich noch weiter zurück, um für ihre Sprungaufgabe Anlauf zu nehmen.

Lucie schloss für eine Sekunde die Augen und erspürte ein weiteres Mal ihre Mannschaft. Emilias Konzentration war zurückgekehrt, Klara, Sarah und Felicitas hatten sich beruhigt. Sonja war zuverlässig wie immer. Lucie spannte ein Netz zwischen ihnen, eine Verbindung zwischen ihren Gedanken und den Bewegungen der Mädchen, um sie wie einen Schwarm aufeinander abzustimmen. Ohne auch nur ein Wort zu benutzen, zeigte sie ihnen die Schwächen der Gegner, bemerkte, wie Sarah auf das Mädchen rechts außen zielte.

Die Schiedsrichterin pff, Sarah lief an, sprang und schmetterte den Ball direkt auf ihre Gegnerin, die zurücktaumelte, um ihn nicht in ihr Gesicht zu bekommen.

Ball kommt zurück! Lucie musste die Warnung nicht rufen, sie zu denken reichte aus. Sie sah die Flugkurve des Balles bereits, noch während er die Arme ihrer Gegnerin berührte. Das Mädchen verzog ihn und er kam flach über das Netz. Sonja war bereits dort, um ihn anzunehmen. In einem sauberen Bogen spielte sie den Ball zu Emilia.

Schuss! Wieder musste Lucie das Kommando nur denken, während sie bereits anlief. Die länglichen Flügelknospen auf ihrem Rücken weiteten sich. Für einen winzigen Moment wollten ihre Beine mit ganzer Kraft abspringen wie zum Flug. Lucie sah das Bild eines Waldes weit unter sich, dahinter das Feld im nächtlichen Dunkel. Sie wollte fliegen, die Luft über dem Wald tief einatmen. Seit fast einem Monat war sie nicht mehr geflogen ...

Der Absprung schickte einen Impuls durch ihren Körper, ließ die Flügel aus ihrem Versteck herausschnellen, bis sie gegen die Binde stießen, die Lucie straff um ihren Oberkörper gewickelt hatte.

Sie durfte nicht höher springen als ein Mensch. Die Gewichte an ihren Knöcheln bremsen ihren Sprung. Ihr Schlagarm schnellte hinab auf den Ball, der schon in der nächsten Sekunde auf dem Boden vor ihren Gegnern aufprallte, knapp neben der Blondin mit dem bunten Haarband.

Lucies Mannschaft brach in Jubel aus. Die Mädchen und der Trainer auf der Bank trommelten mit ihren Füßen auf dem Boden. »VC Wilmersdorf ...«, begann Sonja den nächsten Sprechchor und die anderen fielen ein, während sich ihre Gegnerinnen ein wenig verwirrt auf ihren Positionen ordneten.

Lucie bemerkte, wie der Streit mit dem Freund aus den Gedanken der Blondin verschwand und wie sich das Mädchen rechts darauf einstellte, beim nächsten Mal schneller zurückzuweichen. *Magdeburg ist aufgewacht!*, dachte Lucie und sandte Sarah die Botschaft, ganz hinten an die Grundlinie zu zielen.

Die nächsten Spielzüge wurden schwieriger, die Magdeburger verteidigten sich besser und kamen endlich dazu anzugreifen. Lucie konzentrierte sich auf die Fluglinien des Balles, sah sie voraus und schickte die Bilder an ihre Mitspielerinnen, damit sie schneller reagieren konnten.

Die Gegnerinnen fingen an, auf die kleine Klara zu zielen, und entdeckten, dass Sarah zu einer Wut neigte, die ihr Spiel ungenau werden ließ. Lucie brauchte ihre ganze Gedankenkraft, um Klara zu ermutigen und Sarah zu bremsen, um die Verbindung zu ihrer Mannschaft aufrechtzuerhalten.

Es war ein knappes Spiel und von ihrer Konzentration blieb immer weniger übrig, um ihre eigenen Sprünge zu kontrollieren. Lucie bemerkte nicht, dass sie immer höher sprang, während die Gewichte an ihren Füßen kaum noch ausreichten, um ihre Bewegungen in einem menschlichen Maß zu halten. Immer kräftiger stießen die Flügel an die Binde. Jeder Sprung war ihr Startsprung, der Moment, in dem sie sich weit aufspannen wollten, um Lucie

zu tragen, um sie über das Netz hinweg fliegen zu lassen ... Lucie wollte tief einatmen. Sie wünschte sich das befreiende Gefühl, die langsamen Atemzüge, die bis in ihre Flügelspitzen vibrierten, fast so, als würde sie mit der Luft auch die Energie einatmen, die das Leben auf der Erde unter ihr barg. Es war ein wilder Instinkt, der Lucie erfasste, ein gieriges Bedürfnis, das essenzieller war als Hunger oder Durst. Sie wollte springen, fliegen ...

Sie sammelte die Kraft in ihren Armen und drosch den Ball in die Lücken der Gegner. Sie fühlte die Wut, die sich in ihre Angriffe mischte, Wut darüber, ihre Natur verstecken zu müssen. »Niemand darf deine Flügel sehen!«, hörte sie die Stimme ihrer Mutter. Sie klang sanft, aber das Verbot ließ keinen Widerspruch zu. »Du kannst nicht mit den anderen Kindern schwimmen gehen – ich weiß, dass es warm ist, aber wir müssen die Binde um deinen Oberkörper schnüren. Sonst kommen sie heraus, du weißt, wie schnell das passiert. – Dieses Kleid ist schön, aber du kannst es nicht tragen. Es ist am Rücken zu tief ausgeschnitten.«

Lucies Mannschaft brach in Jubel aus und riss sie aus ihren Gedanken. Sie hatten den ersten Satz gewonnen, knapp, aber immerhin. Lucie stützte sich schwer atmend auf ihre Knie. Für einen Moment hatte sie das Gefühl zu ersticken. Ihre Flügel waren zu oft gegen die Binde gestoßen, hatten ihr zu oft den Impuls gegeben, tief einzuatmen, doch dann hatte sie den Atemzug wieder abbrechen müssen. Lucie versuchte, das Gefühl zu kontrollieren, ihrem Körper zu zeigen, dass sie die tiefen Atemzüge nicht brauchte, solange die Flügel in ihrem Versteck lagen.

Schließlich konnte sie sich aufrichten und wieder normal atmen.

»Zum Teufel, Lucie!« Sarah kam auf sie zugerannt, ihre Augen blitzten. »Hast du deine Tante mal gefragt, was für ein Tier deine Mutter war?«

Lucie erstarrte.

Sarah brach in Gelächter aus. »Hey, jetzt guck nicht so! War ein Scherz. Ich dachte nur, sie muss ein Känguru gewesen sein!«

Die anderen fielen in ihr Lachen ein. Sarah gab Lucie einen Klaps auf den Rücken, erwischte die Spitzen ihrer Flügel, die kurz

hervorlugten. Lucie schrie auf, der Atem presste sich aus ihrer Lunge. Für einen Moment schien ihr Brustkorb wie gelähmt, so als könne sie nicht wieder einatmen.

Sarah erblasste. »Oh, sorry! Ich hab nicht dran gedacht.« Erschrocken starrte sie Lucie an. »Ich wusste nicht, dass die Narben noch wehtun.«

»Sei endlich still, Sarah!« Emilia funkelte sie an. »Und pack beim nächsten Mal dein Feingefühl ein, wenn du zum Spiel kommst!« Sie fasste Lucie am Arm. »Alles in Ordnung?«

Emilia musste nicht weitersprechen. Lucie wusste auch so, weshalb sie sich Sorgen machte. Zum einen, weil Sarah Lucies Mutter erwähnt hatte, die vor einigen Jahren gestorben war, und zum anderen wegen der Narben, über die normalerweise niemand sprach. Die furchtbaren Entstellungen ihres Oberkörpers, von denen Lucie behauptete, sie unter der Binde zu verstecken. Nicht einmal Emilia wusste, dass die schlimmen Verbrennungen nur eine Legende waren, die Lucie verbreitete, um ihr Geheimnis zu bewahren.

»Nein. Es ist alles gut.« Lucie lächelte ihrer Freundin zu. »Mach dir keine Sorgen.«

Matthias, ihr Trainer, winkte die Mädchen zu sich. Er senkte verschwörerisch die Stimme, als sie sich um ihn gruppieren. »Seht ihr die Männer auf der Tribüne? Ich denke, es ist Zeit, ihnen zu zeigen, was ihr könnt.«

»Sind die vom VC Olympia?« Emilia unterbrach ihren Vater.

Matthias zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht, wer sie sind. Aber ich bin sicher, dass sie euch sichten. Also: Wir stellen das System um auf 5-1. Emilia spielt als Einzige im Zuspield. Dann haben wir noch mehr Präzision und eine Angreiferin mehr. Sonja greift über die Diagonale mit ihrem linken Schlagarm an.« Er scheuchte die Mädchen zu ihren Trinkflaschen und hielt nur Emilia und Lucie zurück. Auf sein Gesicht kehrte der Ernst zurück, der ihn normalerweise umgab, die Sorgenfalten, die seine Miene fast immer dominierten. »Aber die meisten Angriffe spielst du über Lucie, Emi. Lass sie auch aus dem Rückraum angreifen.«

Übrigens ...« Er schüttelte kurz den Kopf, ein flüchtiges Grinsen vertrieb die Sorgenfalten: »Wenn ihr beide zusammen angreift, dann sieht es aus, als hättet ihr telepathische Fähigkeiten. Wie macht ihr das nur mit der Absprache? Wollt ihr euch nicht mal angewöhnen, unsere Codes zu benutzen?«

Emilia zuckte mit den Schultern, bevor sie ihrem Vater antwortete: »Ehrlich, keine Ahnung. Immer wenn ich einen Code ...«

»Emilia muss keinen Code rufen.« Lucie räusperte sich. Sie musste eine Erklärung finden, schnell: »Ich sehe an ihrer Bewegung, wohin sie den Ball spielt.«

Emilia kräuselte die Stirn, ihr Vater lachte auf. »Na, dann hoffen wir mal, dass unter den Gegnern niemand ist, der sie so gut durchschaut.«

Emilia blickte ihren Vater erstaunt an. Er hatte lange nicht mehr laut gelacht, viel zu lange nicht mehr – ihr schien es, als hätte sie den Klang nicht mehr gehört, seitdem ihr Bruder gestorben war. Emilias Euphorie brach aus ihr heraus und flutete das Spielfeld.

Ein Pfiff schrillte durch die Halle. Lucie drehte sich um, um auf ihre Position zu gehen.

Auf einmal stand ihr Sergej im Weg. Der junge Trainerassistent betrachtete sie mit ernstem Blick. »Pass auf, dass du im nächsten Satz nicht über das Netz springst!«

Lucies Herz setzte für einen Moment aus, Schweiß drängte sich durch die Haut auf ihrem Rücken. Sergej schien sie zu durchschauen, während sie selbst seine Gefühle kaum ertasten konnte. Auf irgendeine Weise schien er sich gegen ihre Sinne abzuschirmen. Sie konnte nicht feststellen, ob seine Bemerkung ein Scherz oder purer Ernst gewesen war.

Sergej trat zur Seite und ließ sie aufs Spielfeld. Der junge Russe war erst seit Kurzem der Assistent von Emilias Vater. Lucie war er unheimlich, seine stille Art und dass er alles beobachtete und erforschte. Er sprach nur, wenn er etwas Wichtiges zu sagen hatte. Dann aber bemerkenswerterweise fast ohne Akzent, mit fehlerfreier Grammatik und eleganter Wortwahl. Immer wieder fragte Lucie sich, ob Deutsch seine Muttersprache war. Aber sie scheute

sich vor jedem Wort zu ihm, vor seinen Antworten, die ihn nur noch geheimnisvoller machten.

Lucie betrachtete das Netz. Zwei Meter vierundzwanzig. Es wäre ein Leichtes für sie, darüber zu springen. Viel schwieriger war es im Grunde, es nicht zu tun.

Lucie versuchte, den Gedanken beiseitezuschieben und sich wieder auf das bevorstehende Spiel zu konzentrieren. Sie musste die Verbindung zu den Mädchen wieder aufnehmen, musste die neue Aufstellung der Gegner durchleuchten, um das Spiel weiterhin lenken zu können. Doch für eine Sekunde drängte sich das Zucken ihrer Flügel in den Vordergrund. Sie drückten gegen die Binde, forderten Luft, damit sie sich aufblähen konnten.

Heute Nacht war Neumond. Lucie musste sich zwingen, flach zu atmen, um nur ihre Lungen mit Luft zu füllen. Auf einmal war es unangenehm, fast so, als würde sie ersticken. Lucie ahnte schon seit Wochen, dass es keine gute Idee war, kurz vor Neumond ein Spiel zu spielen. Sie sollte Matthias darum bitten, sie auszuwechseln. Nur würde er es nicht tun. Die Mannschaft brauchte sie. Emilia brauchte sie. Ihre Freundin musste dieses Spiel gewinnen, wegen der Männer auf der Tribüne.

Lucie könnte die Mädchen auch von der Bank aus leiten. Aber alle wollten zeigen, was sie konnten, dass sie das System der Profis beherrschten. Sie brauchten Lucie als Hauptangreiferin.

Der Anpfiff überraschte sie. Sie hatte die Fäden zwischen den Mädchen noch nicht zusammengeführt, als Felicitas die Aufgabe der Gegner annahm. Sie konnte gerade noch den Kontakt zu Emilia aufnehmen, bevor diese den Ball in den Rückraum stellte.

Lucie sprang ab, viel höher, als sie sollte. Sie sog die Luft ein, ihre Flügel drängten mit einem Ruck gegen die Binde, was sie zum Schreien brachte, im gleichen Moment, in dem sie den Ball schlug.

Die Mädchen ihrer Mannschaft lachten, während der Ball im gegnerischen Feld auf den Boden prallte.

»Luuucie, das Kän-gu-ru ...«, rief Sarah und die anderen fielen lachend ein.

Lucie musste sich zurückhalten. So hoch zu springen lag am Rand der menschlichen Fähigkeiten. Hastig warf sie einen Blick zu Sergej, dessen Miene sich ebenfalls verfinsterte. Sie sollte aufhören, jetzt gleich, sollte eine Verletzung vortäuschen, irgend etwas, damit Matthias sie auswechseln musste.

Das Spiel ging weiter – und ehe sie sich etwas ausdenken konnte, hatte der Ball sie wieder in seinen Bann gezogen. Während sie selbst jeden zweiten Angriff spielte, merkte sie kaum noch, wie hoch sie sprang, hörte sie kaum das leise Knirschen, mit dem sich ihre Binde von Sprung zu Sprung mehr lockerte.

Sie verlor die Kontrolle! Sie war in einer Sporthalle auf einem Volleyballfeld – umgeben von Menschen, die nichts wussten von Vogelmädchen mit Flügeln auf ihren Rücken.

Der nächste Angriff war für sie, der Ball berührte Emilias Fingerspitzen. Lucie lief und sprang, atmete ein, bis ein lautes Reißen in ihren Ohren kreischte, ein Geräusch, das nur eines bedeuten konnte. Augenblicklich wusste sie, was zu tun war. Sie knickte ihren Fuß um, sobald er wieder aufsetzte, ließ sich mit einem Schmerzensschrei auf den Boden fallen.

Die Schiedsrichterin pff, Lucies Mannschaft und der Trainer kamen zu ihr. Lucie rollte sich auf den Rücken und kontrollierte ihre Flügel. Die Klettverschlüsse, mit denen sie die Binde verschloss, hatten sich gelöst. Einer ihrer Flügel schob sich zwischen den Stofffetzen hindurch und stieß gegen ihr Trikot. Lucie schloss die Augen und konzentrierte sich, sie musste flach atmen, musste den Flügel in den schmalen Spalt zurückzwingen, der unter ihrem Trikot kaum auffiel. Sie musste aus der Halle verschwinden, bevor jemand sie zu genau ansah, bevor sie die halb zerrissene Binde unter ihrem Hemd bemerkten.

»Geht weg!« Sie wehrte die Hände der Mädchen ab, die ihr helfen wollten.

Matthias machte Anstalten, ihren Fuß abzutasten.

»Lass mich in Ruhe!« Lucie starrte ihn an, ein Zischen klang in ihrer Stimme, das alle vor ihr zurückweichen ließ. Hastig sah sie sich um. Sie brauchte etwas, um ihren Rücken zu bedecken.

Ihre Tasche lag nicht weit entfernt neben der Trainerbank. Direkt davor machte Evelyn ein paar Dehnübungen, um für Lucie ins Spiel zu gehen. »Gibst du mir bitte meine Tasche, Evelyn?«

Das Mädchen nickte und reichte sie ihr. Lucie schwang sie auf ihren Rücken, bemerkte eine Spur von Evelyns Freude. Bis vor zwei Minuten war sie davon ausgegangen, dass sie heute auf der Ersatzbank bleiben musste. Lucie gönnte ihr die Chance – auch wenn es für ihre Mannschaft jetzt schwerer werden würde, das Spiel zu gewinnen. Langsam stand sie auf und achtete darauf, den scheinbar verletzten Fuß nicht zu belasten.

Schließlich begegnete sie Emilias Blick. Das Gesicht ihrer Freundin war bleich geworden, sie kam einen Schritt auf Lucie zu und blieb stehen.

»Du spielst schön weiter!« Lucies Stimme klang noch immer schroff. *Für die Männer auf der Tribüne*, setzte sie in Gedanken hinzu. *Und für deinen Vater, deine Mutter und deinen Bruder.*

Emilia senkte den Blick und nickte, beinahe so, als hätte sie die innere Stimme verstanden.

Lucie spürte die Bewegung ihres Flügels, wie er wieder anfang, sich hervorzuschieben. Hastig wandte sie sich ab und humpelte aus der Halle. Als sie außer Sichtweite war, fing sie an zu laufen. Im Umkleideraum zerrte sie eine neue Binde und ein langärmeliges T-Shirt aus ihrer Tasche und schloss sich damit in eine der Klo-kabinen ein. Der Drang, tief einzuatmen, wurde übermächtig. Zu oft hatten ihre Flügel den Impuls bekommen, sich auszubreiten. Jetzt wollten sie sich mit Luft füllen. Lucie schien es, als würde sie ersticken, wenn sie nicht nachgab.

Die Muskeln an Lucies Rücken zitterten von der Anstrengung, die Flügel zurückzuhalten, ihre Bauchmuskeln schmerzten vom Anhalten der Luft. Als es ihr gelang, die Überreste der Binde zu entfernen, schoben sich ihre Flügel aus den Knospen hervor. Lucie hatte keine Kraft mehr, sich dagegen zu wehren. Endlich konnte sie einatmen, in langen Zügen. Die ganze Luft des Raumes schien sie einzusaugen, während ihr Geruchssinn immer feiner wurde. Sie atmete den Gestank von Urinstein in den Toiletten, den schimmeli-

gen Moder der alten Wände und das Abwasser, das in dem Abfluss des kleinen, unbenutzten Waschbeckens vor sich hin rottete. Die Luft aus den Duschen nebenan strömte herüber, der Geruch von Shampoo und Seife, zig verschiedene Sorten von Deo und Parfüm und darunter der Gestank von Haaren und Hautschuppen, die den Gulli im Boden verstopften.

Lucie musste würgen, sie wollte aufhören zu atmen, doch die braunen Schwingen auf ihrem Rücken forderten die Luft, während sie zu einem riesigen Gebilde heranwuchsen. Bald konnte Lucie sich kaum noch rühren in der engen Kabine. Sie legte die Stirn gegen die Tür, versuchte, den ekelerregenden Geruch zu verdrängen. Sie wünschte sich, den Duft des Waldes zu atmen, das frische Grün der Bäume, die warme Luft einer Sommernacht. Sie war ein Greifvogel, der mit ausgestreckten Flügeln seine Kreise zog.

»Fliegen«, flüsterte sie. Es war nicht ihre Natur, in einer Sporthalle die Spiele der Menschen zu spielen, sich zwischen ihnen zu verstecken, als gäbe es nichts an ihr, das anders war. Sie wünschte sich, jemandem sagen zu können, was für eine seltsame Mischung aus Mensch und Vogel sie war. Wenn sie darüber reden dürfte – vielleicht würde sie endlich jemanden finden, der ihr erklären konnte, woher sie stammte. Tränen drängten aus Lucies Augen.

Ihr Oberkörper war nicht entstellt. Er war schön. Mit den riesigen Flügeln und den nackten Brüsten fast wie der Körper einer Göttin in einer griechischen Darstellung. Aber niemand würde ihn je sehen.

Der Gestank der Kloake kehrte in ihr Bewusstsein zurück. Lucie entfuhr ein Stöhnen. Es hallte wider in dem gefliesten Raum – viel zu laut.

»Lucie?« Es war Sergejs Stimme. Er rief aus der Umkleide.

Lucie zuckte zusammen. Wie lange war er schon dort? Hatte er sie gehört? »Verzieh dich, Sergej!« Sie schrie zu laut, Tränen klangen in ihrer Stimme.

Seine Schritte kamen näher. Sie konnte ihn riechen, ein männliches Parfüm zwischen all den süßlichen, fruchtigen Noten aus dem Dushraum.

»Komm bloß nicht rein!« Lucie suchte nach Worten, Argumenten, sie war nicht sicher, ob die oberen Bögen ihrer Flügel über die Trennwand lugten. »Widerlicher Spanner! Wenn du reinkommst, zeig ich dich an!«

»Schon gut, schon gut!« Seine Stimme entfernte sich bereits, sein Geruch, der ihr plötzlich angenehm erschien. »Ich warte in der Umkleide.«

Lucie schloss die Augen. Sie verschloss Nase und Mund und versuchte, nach innen zu atmen, um die Luft aus ihren Flügeln zu ziehen. Doch sie hoben sich nur an, breiteten sich aus und wurden von den Trennwänden zurückgedrängt. Sie musste fliegen, musste den Flügeln endlich das geben, was sie brauchten – vorher würden sie ihr nicht mehr gehorchen. Sie besaßen ihren eigenen Willen. Sie brauchten die Freiheit, die Luft.

Lucie konzentrierte sich, um nichts mehr von dem Kloakengestank in sich aufzunehmen. Stattdessen zog sie die Luft aus ihren Flügeln und atmete sie aus. Ein Stöhnen klang in jedem der Atemzüge, leises Weinen mischte sich hinein. Bald war Lucies Gesicht nass von Tränen, ihr ganzer Körper überzogen von Schweiß. Ganz allmählich zogen sich ihre Flügel zurück und verschwanden in den Knospen, bis Lucie schließlich die neue Binde um ihren Oberkörper wickeln konnte.

Vor dem Spiegel wusch sie Schweiß und Tränen von ihrem Gesicht und humpelte schließlich, in das neue Shirt gekleidet, zurück in die Umkleide. Der Raum roch wieder normal, nur noch ein wenig nach Shampoo und Deo.

Sergej saß auf der Bank neben der Ausgangstür. Der Erste-Hilfe-Koffer stand vor ihm auf dem Boden.

»Du sollst gehen, hab ich gesagt!« Lucie zischte ihn an. Sie nahm ihre Tasche und setzte sich so weit wie möglich von ihm entfernt.

Sergej kam ungerührt zu ihr und hockte sich vor sie. Lucie besaß nicht mehr die Kraft zu protestieren, während er ihr den Schuh und die Socke auszog. Auf einmal hielt er die Gewichtsmanschette in der Hand, die sie beim Volleyballspielen trug. Zwei

Kilo an jedem Fuß, um ihr niedriges Gewicht wenigstens ein bisschen auszugleichen. Beim Training trug sie zusätzlich eine zehn Kilo schwere Gewichtsweste, um zu verbergen, dass ihr Körper so leicht war wie der eines riesigen Vogels. Sie versteckte die Gewichte unter übergroßen T-Shirts und weiten Pullis. Unter dem dünnen, kurzärmeligen Trikot fiel eine solche Weste jedoch auf.

»Du trägst Gewichte? Beim Spiel?« Sergej sah sie überrascht an. Und springst trotzdem noch so unmenschlich hoch?, schien sein Blick zu ergänzen.

Lucie erhob sich. »Was geht dich das an? Lass mich in Ruhe!« Für einen Moment vergaß sie, den angeblich verletzten Fuß zu entlasten. Sergej bemerkte es, da war sie sich sicher – aber er überspielte es mit ruhiger Stimme: »Setz dich! Ich will mir nur deinen Fuß ansehen.«

Alles in ihr schrie nach Flucht. Dennoch gehorchte sie.

Als er ihre Haut berührte, zuckte sie zusammen. Niemand hatte je ihre Haut berührt – abgesehen von Maria, die sie so oft in den Armen gehalten und ihren Rücken massiert hatte, wenn er von der ständigen Kontrolle schmerzte. Sergejs Hände waren warm, sie bewegten sich vorsichtig, während er ihren Knöchel und ihren Spann abtastete. Für einen Moment forschte Lucie nach seinem Geruch, der jetzt nur noch schwach war, kein aufdringliches Parfüm, einzig der angenehme Duft eines Duschgels.

Lucies Atem erstarrte. Sie durfte nicht anfangen, Sergej zu mögen. Er war im Begriff herauszufinden, dass ihr Fuß gesund war, dass sie log. Er ahnte ohnehin schon viel zu viel.

»Au! Verflucht!« Lucie schrie ihn an, zog ihren Fuß zurück. Sie bemerkte das Zittern, das sich vom Ansatzpunkt ihrer Flügel ausbreitete.

Sergej sah sie einen Moment lang an. Eine Erkenntnis huschte über sein Gesicht, doch er erwähnte nichts davon: »Ich mache dir Eisspray drauf.« Er holte die Dose aus dem Erste-Hilfe-Koffer und sprühte das blaue, kalte Spray auf ihren Fuß. »Weißt du ...« Er fing an zu erzählen, in einer beiläufigen Art, die sie nicht von ihm kannte: »Als ich mit zehn Jahren mit meinem Vater und meinem

Bruder nach Deutschland kam, haben wir in einem Aussiedlerheim gelebt. Es war eng dort. Wir hatten nur ein Zimmer, das wir uns mit einer anderen Familie teilen mussten, mit einem Vater, Mutter, Oma und drei Kindern.« Sergej hielt inne und sah Lucie in die Augen. »Seitdem weiß ich, dass jeder Mensch Geheimnisse hat. Ich kenne den Ekel, der einen überkommt, wenn man die peinlichsten Angewohnheiten eines Fremden sehen muss, während man genau weiß, dass der Fremde die eigenen Geheimnisse kennt. In solchen Momenten ist das Schweigen die einzige Rettung. Ich werde dir keine Fragen stellen, Lucie – und alles, was ich trotzdem erkenne, werde ich niemandem preisgeben. Was Menschen in der Nacht tun, sollte ihnen ganz allein gehören.« Sergej verpackte ihren Fuß wieder in den Socken und legte das Spray zurück in den Koffer. »Aber trotzdem solltest du vorsichtiger sein mit dem, was du selbst preisgibst. Die meisten Menschen sind ganz gierig darauf, Fragen zu stellen.«

Lucies Zittern verstärkte sich, ihre Zähne schlugen aufeinander. Er hatte etwas erkannt, fast so, als wüsste er, was sie war. Aber wie sollte er so etwas wissen? Niemand käme darauf, dass es irgendwo auf der Welt eine Sorte von Vögeln gab, die sich mit Menschen kreuzen konnte. Nicht einmal sie selbst wusste, von welcher Vogelrasse sie abstammte. Was, wenn er es ihr sagen konnte? Vielleicht sollte sie ihn fragen?

»Schhh!« Sergej legte den Zeigefinger an seine Lippen und berührte mit der anderen Hand ihr Knie. Schließlich nahm er den Koffer und ging zur Tür.

Tränen stiegen in Lucies Augen. Plötzlich wollte sie nicht, dass er ging. »Warte!«

Sergej drehte sich noch einmal um.

»Sagst du den anderen bitte, dass ich beim Arzt bin? Im Krankenhaus, zum Röntgen.« Die Worte bildeten sich ohne Lucies Zutun. Sie wusste noch nicht, was sie vorhatte, nur, dass sie nicht wieder in die Halle zurückkehren würde.

Sergej nickte, lächelte ihr noch einmal zu und verließ den Umkleideraum.

Flughunger

Schon seit Stunden hockte Jean auf dem Bürgersteig gegenüber der Sporthalle, mit seinem Rücken an einen Verteilerkasten gelehnt. Er saß so, dass er den Eingang der Halle gut sehen konnte, dennoch waren seine Augen geschlossen, während er sang. Französische Lieder aus seiner Kindheit, die letzte Erinnerung an ein normales Leben. Gelegentlich hörte er Menschen an sich vorübergehen, manchmal das Klirren in dem Hut, den er vor sich aufgestellt hatte. Er nickte ihnen zu und sang über die Geräusche hinweg – bis zu dem Moment, in dem er *sie* fühlte.

Jean verstummte. Er öffnete die Augen und blickte zur Sporthalle, genau in der Sekunde, in der sich die Tür öffnete und sie herauskam. Sie hatte ihre Haare gekürzt, seit er sie das letzte Mal gesehen hatte. In einer nur notdürftig gezähmten Wuschelfrisur standen die Locken von ihrem Kopf ab, so schwarz wie die bevorstehende Neumondnacht. Für einen Moment bildete Jean sich ein, ihre natürliche Haarfarbe zu betrachten. Aber er wusste, dass sie ihre Haare färbte. Um zu verbergen, dass der Farbton in Wirklichkeit im Zyklus des Mondes changierte – von Schwarz über Braun zu einem hellen Blond und wieder zurück.

Jean spürte ein schmerzhaftes Ziehen in seinem Inneren, während er sie beobachtete. Er wünschte sich, zu ihr gehen zu können,

sie anzusprechen, wollte sie in ihrer menschlichen Gestalt berühren, die nichts von dem ahnen ließ, was sie in Wirklichkeit war.

Sie legte den Riemen ihrer Sporttasche über ihre Schulter und wechselte die Straßenseite in seine Richtung. Mit schnellen Schritten kam sie auf ihn zu. Ganz nah ging sie an ihm vorbei, so nah, dass er sie berühren konnte, wenn er den Mut dazu fände. Er hörte sie weinen, warf einen Blick in ihr nasses Gesicht, Sekunden, in denen er die niedlichen Sommersprossen auf ihrer Nase und den Wangen sehen konnte. Ihr Fuß streifte seinen Hut, schob ihn ein Stück zur Seite, ohne dass sie es merkte. Dann war sie an ihm vorüber.

Jean wollte aufspringen und ihr nachlaufen, wollte sie in den Arm nehmen, damit sie nicht länger allein war. Doch er hielt sich zurück. Welches Mädchen wollte sich schon von einem Penner trösten lassen? Er würde ihr Angst machen.

Achtzehn Jahre war sie jetzt alt. Lange würde es nicht mehr dauern, bis sie anfangen würde, sich zu verändern. Jederzeit konnte es beginnen.

Jean sah ihr nach, wie sie anfang zu rennen – bis sie schließlich um die nächste Häusercke in Richtung der S-Bahn verschwand.

*

Lucie konnte die langsame Fahrt der Bahn kaum ertragen. Unruhig wanderte sie im Zug auf und ab, hangelte sich von Haltestange zu Haltestange, bis sie endlich den Hauptbahnhof erreichte. Sie stieg um in den Regionalexpress und ließ sich hinausfahren aus Berlin, immer weiter Richtung Norden. Links von ihr sank die Sonne bereits dem Horizont entgegen und tauchte das frühlingshaft Grün der Wälder in orangefarbenes Licht.

Sie fuhr über Eberswalde hinaus. Erst in Chorin stieg sie aus, auf einem alten, idyllischen Bahnhof am Ortsrand. Doch sie ließ das Dorf rechts liegen, wanderte zwischen Feldern und Wiesen Richtung Norden, bis sie den Wald erreichte. Auf dem Waldweg fing sie an zu rennen. Es war bereits spät, die Wochenendaus-

flügler und die meisten einheimischen Spaziergänger waren nach Hause gegangen. Selbst das Kloster auf der Südseite des Dorfes hatte seine Tore für Besucher geschlossen.

Lucie joggte eine Weile, bis sie in ihrem Umfeld keine Menschen mehr wahrnahm. Endlich konnte sie aufhören, ihre Muskeln zu kontrollieren. Immer schneller setzten sich ihre Füße voreinander, immer weiter wurden die Sprünge, immer länger wurde die Zeit, in der sie den Boden nicht berührte. Die Flügel begannen wieder, aus den Knospen zu drängen, gegen die Binde zu drücken. Doch Lucies Tasche war zu schwer, um mit ihr zu fliegen, der Wald noch nicht schwarz genug, um ihre Flügel zu befreien.

Erst als die Nacht vollkommen war, hielt sie an einer Lichtung. Sie grub eine Mulde ins Laub und legte ihre Tasche hinein, streifte ihr T-Shirt über den Kopf und befreite ihren Oberkörper von der Binde. Lucie atmete tief ein, fühlte, wie die Luft in ihre Flügel strömte und sie immer weiter auseinanderzog. Ihre Muskeln fühlten sich schwach an, die Flügel zitterten, während Lucie sie anhob und zur Seite aufspannte. Sie sanken zurück auf den Boden, als Lucie sie bis zu ihrer vollen Spannweite von acht Metern ausbreitete.

Sie wünschte sich, häufiger zu fliegen, jeden Tag, um die Kraft zu behalten, die sie haben sollte. Aber in Mondnächten war das Risiko zu groß, gesehen zu werden. Auch ein stark bewölkter Himmel konnte unerwartet aufreißen und sie den Blicken freigeben.

Lucie hielt ihre Flügel in der Waagerechten. Sie sog die frische Waldluft ein, bis der Strom in ihren Schwingen stark genug war, bis sie den Sauerstoff beinahe fühlen konnte, wie er durch ihre Adern rann und ihre Sinne schärfte.

Ihre Muskeln hörten auf zu zittern. Lucie fühlte sich hellwach, jede Faser ihres Körpers war gestärkt. Schließlich zog sie das Hemd an, das sie selbst genäht hatte und das ihren Oberkörper von vorn verhüllte, wenn sie flog. Sie verscharrte ihre Sachen unter dem Laub, kennzeichnete die Stelle mit einem Kreuz aus Stöcken und lief auf die Lichtung hinaus. Ihre Beine sprangen

ab, wie schon so oft an diesem Tag – nur war jetzt endlich der Moment, in dem sich ihre Flügel ganz entfalteten. Ihre Füße lösten sich vom Boden, Lucie streckte die Beine weit nach hinten und erreichte mit wenigen Flügelschlägen die Höhe der Baumkronen. Ein warmer Wind stieg von der Lichtung auf und nahm sie mit sich. Lucie fühlte das Kribbeln in ihrem Bauch, während sich der Boden immer weiter entfernte. Sie verlor die Lichtung aus den Augen und unter ihr erschien der dunkle Wald der Schorfheide, ein Meer aus schwarzen, gewellten Baumkuppen, das sich bis zum Horizont erstreckte.

Ein Schrei löste sich aus Lucies Kehle, das raue Kreischen eines Greifvogels. Ihre Schwingen schlugen und zogen ihr Tempo an. Ihre Sinne tasteten das Gelände ab, das sich vor ihr erstreckte, suchten nach gefährlichen Freiflächen, Lichtungen und Seen, suchten schon von Weitem nach der Präsenz von Menschen. Weiträumig umflog sie jegliche Gefahr, während sie mit jedem der langen Atemzüge Freiheit und Glück in sich aufnahm. So viel wie möglich musste sie davon aufsaugen, musste sie speichern, um den nächsten Monat zu überstehen.

Lucie schoss über ein Getreidefeld, das sich zu den Seiten hin endlos ausdehnte. Warmer Aufwind hob sie höher und trieb sie voran. Sie ließ sich gleiten, genoss die winzigen Bewegungen ihrer äußersten Flügelspitzen, die ausreichten, um ihren Flug zu lenken, um ihren Körper von rechts nach links zu treiben.

Viel zu schnell tauchte der nächste Wald unter ihr auf. Nur wenige Minuten später sah sie das dunkle Band am Boden, das sich von Süden nach Norden durch das Land zog. Die Oder. Mit einem winzigen Flügelschlag überquerte sie die Grenze nach Polen.

Auf einmal war die Erde unter ihr noch kahler, die Dörfer waren noch spärlicher über das Land verstreut, sodass es ein Leichtes war, sie zu umfliegen. Lucie wollte nicht mehr aufhören, wollte weiterfliegen, immer weiter in diese Richtung, in der es immer weniger Menschen gab ...

Lucie zwang sich dazu zu wenden. Sie musste rechtzeitig zurückkehren, bevor die Dämmerung am Horizont erscheinen würde.

Der nächste Tag würde sie einholen, ihre menschliche Existenz würde sie einfangen und mit Hunger und Durst bedrängen, die sie in der unbekanntenen Weite kaum stillen konnte. Sie hatte sich weit vorgewagt, viel weiter als je zuvor, und nun flog sie so schnell zurück, wie sie ihre Schwingen tragen konnten.

Gerade noch rechtzeitig erreichte sie die Lichtung inmitten der Schorfheide. Sie zog die Beine unter ihren Oberkörper, streckte sie nach vorne und kippte ihre Flügel an, um den Flug zu bremsen. Mit sanftem Schwung setzten ihre Füße im Gras auf. Sie lief noch einige Schritte aus.

Lucie sank erschöpft auf ihre Knie, legte ihren Oberkörper nach vorne und breitete die Flügel über sich aus, um sich in eine angenehme Wärme zu hüllen. Eine ganze Weile musste sie noch tiefer ein- und ausatmen, als es ihre Flügel erforderten. Ihre Kondition war schlecht, jeder Zugvogel würde über sie lachen. Lucie selbst musste lachen. Sie konnte kaum noch aufhören, bis ihr Lachen laut über die Lichtung schallte.

Sie biss sich in die Hand und verstummte. Niemand durfte sie hören! Hastig stand sie auf und wühlte ihre Sachen aus dem Versteck. Sie zwang ihre Flügel zurück in die Knospen. Schließlich machte sie sich auf den Rückweg nach Chorin. Wenn sie heute noch in die Schule wollte, musste sie den ersten Zug nehmen.